



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Oberlehrer Hauk : Roman : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenig von dem Bildungshaf zu spüren, den bisher nur das klassische Altertum allein zu tragen hatte, der nun also auch bereits auf die Renaissance übergreift? Jedem das Seine! Nur sollen sie dann den Namen Jakob Burckhardts nicht unnützlich führen. Denn der steht auf der Seite der „kunstgeschichtlichen Verbildung“.

Es melden sich übrigens auch in der ernsthaften Beschäftigung mit der Kunst allerlei Gegensätze und Absagen an. Für Burckhardt stand die italienische Renaissance mit ihrer deutlichen Ausgestaltung aller Gattungen und Unterabteilungen im Mittelpunkt aller Kunst. Viele unsrer jetzigen Architekten sprechen den großen Italienern die Erfindung ab und möchten diese in die spätrömische und die romanische Zeit zurückverlegen. Andre treten wieder mit neuen Argumenten für die deutsche Renaissance und sogar für die lange verkannte Schnörkelkunst der spätesten Gotik ein, um „das Gespenst der Burckhardtschen Renaissanceauffassung“ zu verschrecken. Solche Reaktionen ruft jede bedeutende Erscheinung hervor, und sie haben, weil der Streit der Vater aller Dinge ist, ihr Recht, solange man ihr auch das ihrige läßt und sie nicht aus träger Unwissenheit verkennt und entstellt. Das aber geht bei Jakob Burckhardt am allerwenigsten. Denn von keinem zweiten Kunsthistoriker haben wir ein so vollständiges, klares Lehrgebäude, wie es in seinen Schriften vor aller Augen steht. u. p.



Oberlehrer Hauf

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)



enny ging lautlos durch die Haustür und schloß hinter sich ab. Sie hatte den Fuß auf der untern Stufe und war im Begriff, hinaufzugehen in ihr Schlafzimmer, als sich die Tür zum Wohnzimmer aufthat.

Aber Mutter! Bist du noch auf?

Die Uhr ist zwei, Kind!

Frau Hauf hatte sich umgezogen. Sie trug die schwarze Trikottaille. Sie sah unglücklich und leidend aus.

Ja, ich habe auf dich gewartet, mein Kind.

Es ist so wunderbar schön draußen, Mutter.

Ich muß mit dir reden, mein Kind. Komm herein!

Benny ging ein wenig verlegen hinter der Mutter drein ins Zimmer und trat an den kleinen Tisch am Fenster. Ein schmaler Sonnenstreifen fiel auf die Wand. Frau Hauf setzte sich hin und wies Benny einen Platz ihr gegenüber an.

Auf dem Tische vor Frau Hauf lag die Bibel aufgeschlagen. Sie legte die magere Hand auf das Buch, saß eine Weile mit weit geöffneten Augen da und sah zum Fenster hinaus. Dann seufzte sie tief auf, trocknete ihre Augen und ließ den Blick zu Benny hinüberschweifen.

Ich habe Gott den Herrn um Kraft gebeten für meine schmerzliche Pflicht. Du bist jetzt so erwachsen, daß dir niemand mehr die Wahrheit sagt außer deiner Mutter. Und jetzt kann ich es nicht länger hinausschieben.

Aber, liebe Mutter, was ist es denn? fragte Benny ängstlich.

Mein Herz tut mir weh, wenn ich sehe, wie du dich in dem einen Jahr entwickelt hast, das du fern von Hause zubrachtenst. Wir sandten dich so getrost hinaus, dein Vater und ich, in vollem Vertrauen, daß du von Hause eine sichere Grundlage mitbrächtest, worauf du weiter bauen könntest, ohne auch nur einen Augenblick die Begriffe aus dem Gesicht zu verlieren, die wir dir in bezug auf Weiblichkeit, Bescheidenheit und Güte einzuprägen bemüht gewesen waren. Ich muß dir jetzt sagen, daß du uns bitter enttäuscht hast, Kind!

Schon bei deiner Ankunft wurde mir bange. Wegen deiner Gewaltsamkeit, deines stürmischen Wesens und der unbescheidenen Entfaltung deiner eignen Person; nur bitter wenig schienst du an uns zu denken oder an uns gedacht zu haben, die wir in all der langen Zeit hier zu Hause gegessen hatten. Und seither hat sich meine tiefe Angst bestätigt. Mit Kummer und Staunen habe ich beobachtet, wie du dich unter uns bewegst, ohne Rücksicht auf unsre Gefühle mit einem offen zur Schau getragenen Außerachtlassen, ja mit einer Geringschätzung für das, was wir hier in unsrer kleinen, glücklichen — wenn auch im Vergleich zu den großen Verhältnissen im Ausland armseligen — Heimat an Idealen und an Glauben gehegt und gepflegt haben; wir haben dich zu den Unsern gezählt, als ganz teilhaftig unsrer zeitlichen und seelischen Schätze. Aber wir haben unsre kleine Benny verloren. Du bist eine Fremde zwischen uns geworden, du betrachtest dein Heim mit kritischen Augen. Unterbrich mich nicht. Wenn du dich erst besonnen hast, wirst du selber erkennen und verstehen.

Ich will dich nur daran erinnern, wie wenig du es für nötig erachtet hast, in diesen beiden Wochen, seit du zurückgekehrt bist, zu Hause zu sein, wie du deinen Vater und mich dadurch verletzt hast, daß du offen zeigtest, wie deine Freude und deine Lust außerhalb unsers Kreises lag. Ich erinnere dich auch daran, wie du dich auf eine geradezu ungezogene und unpassende Weise erkühnt hast, den einzig wahren Freund deiner Eltern hier in dieser Stadt zu behandeln und anzureden; mit Beschämung bin ich Zeuge gewesen von Pastor Kallands Verwunderung — um keinen stärkern Ausdruck zu gebrauchen. Du hast ihn geradezu verhöhnt. Wenn auch nicht so sehr direkt, so doch dadurch, daß du bei allen Gelegenheiten deine unvorbehaltene Billigung der ungehörigen und unverschämten Spötteleien deines Freundes, des Herrn Bugge, zu erkennen gibst. Dieser sehr junge Mann scheint überhaupt kein vorteilhafter Verkehr für dich zu sein. Er bringt in seinem ganzen Auftreten Botschaft aus einer Welt, die uns fern ist. Die Geistesrichtung, die unsrer modernen Jugend eigen zu sein scheint, und deren innerstes Wesen ein Herabreißen von allem ist, was wir hoch und heilig halten, gegen die haben dein Vater und ich von jeher unser Haus zu bewahren gesucht. Herr Bugge ist gewiß ein talentvoller junger Mann, vielleicht ist er auch ein braver junger Mann. Aber er gehört nicht hierher zu uns. Und du übst nur zu wenig Kritik so vielem gegenüber, was bei ihm betörend wirken mag, was aber in gefährlichen Voraussetzungen wurzelt. Ich bin weit davon entfernt, dem jungen Mann unsre Tür verschließen zu wollen, namentlich da dein Vater großen Wert auf seine Unterhaltung legt. Aber ich warne dich vor seinem leichten Wesen und auch vor seinen leichtsinnigen Reden. Nun, dies ist das Unwesentlichere, Herr Bugge flattert ja bald weiter, weit von uns weg, seine eignen Wege!

Mein tiefer Schmerz und meine Sorge, das bist du selbst, Kind! Ich habe ja alle diese Jahre gewußt, womit du zu kämpfen hast, und ich habe, solange es

in meiner Macht stand, dir zur Seite gestanden in diesem Kampf. Aber deine Eitelkeit, dein Hang zu oberflächlichen Vergnügungen, dein Mangel an Ernst und Tiefe, namentlich aber deine geringe Neigung, deine Arbeit und deine Gedanken andern zu opfern. Nirgends habe ich es so grell und so häßlich gesehen wie in diesen Tagen. Und namentlich gelangte es heute auf diesem Fest, das wir dir in unsrer Liebe bereiteten, zu einem ganz entsetzlichen Ausdruck. Du hast den ganzen Tag nur an dich gedacht. Ich habe es beobachtet, wie sich die Unterhaltung, wo du auch bist, stets und ausschließlich um deine Person drehte. Du trittst hier zwischen deinen einfachen und schlichten Freundinnen in dieser Toilette auf, die in einer für sie kränkenden Weise mit ihrer sinnlosen Kostbarkeit und Eleganz prökt. Das zeugt von einem Mangel an Hartgefühl, aber es zeugt zugleich von einem sehr bedauerenswerten Mangel an Selbstkritik bei dir, Kind. Deine recht einfache und anspruchslöse Person hat nicht die Voraussetzungen, um eine solche Toilette tragen zu können. Du ziehst dir dadurch nur eine sehr wenig schmeichelhafte Aufmerksamkeit zu, und man wird über dich lächeln. Im übrigen ist dein Wesen unpassend, laut und lärmend, es trägt das Gepräge eines Übermuts, von dem ich nicht weiß, woher du ihn haben kannst. Hier zu Hause bei deinem Vater und deiner Mutter hast du doch so etwas nicht gesehen!

Ich kann dir nicht sagen, welche Qual es mir bereitet, dich auf dies alles aufmerksam machen zu müssen. Ich bin auch nicht imstande, noch weiter auf Einzelheiten einzugehen. Bei ruhigem Nachdenken wird dein guter Verstand dich zur Selbsterkenntnis gelangen lassen. Und dann mußt du Gott um Beistand bitten, damit er deinen Sinn beugt und dir zu Stille und Bescheidenheit verhilft.

Um es mit einem Worte zu sagen, Kind: du hast das Leben im Auslande nicht vertragen können, indem du dort die Ermahnungen deiner Eltern aus den Augen verloren hast. Ich bilde mir ein, daß namentlich der Aufenthalt bei meinen beiden lieben Schwestern dir zu Kopfe gestiegen ist. Du hast vergessen, daß deine Tanten unter ganz andern Verhältnissen leben und dazu geboren und erzogen sind, als es unsre Lebensbedingungen und die sind, die einstmals die deinen sein werden. Was für sie passend und natürlich sein kann, schießt sich nicht hier bei uns. All der Glanz und die Pracht da unten haben dich geblendet, und in deinem Unverstand und Mangel an Selbstkritik hast du geglaubt, ihre Gewohnheiten und Lebensanschauungen zu den deinen machen zu können. Kein Unglück ist größer und verhängnisvoller für einen Menschen, als wenn er seine Gedanken über seine Lebensverhältnisse hinaus-schweifen läßt. Ach, Kind! Es harren deiner die schrecklichsten Enttäuschungen, wenn du nicht beizeiten meiner warnenden Stimme lauschest. Glaube mir, das wahre Glück, das in dem Frieden des Herzens mit sich selbst und mit seinem Gott besteht, findet man wohl leichter hier in unsern kleinen und einfachen Verhältnissen als auf den Parketts und in den bunten Stätten draußen in der Welt. Nichts an deiner kleinen Person oder an deinen Verhältnissen berechtigt dich zu hochfliegenden Träumen oder zur Geringschätzung für das, was dir beschieden ist. Nimm du still und bescheiden deinen Platz in deinem Heim ein mit demütigem Dank für die Bereicherung deines Geistes, die dir dieses Jahr beschert hat. Fühle es als deine schöne Pflicht, das, was du so als Geschenk erhalten hast, in tüchtige und liebevolle Taten hier in deinem Hause und in deinem kleinen Kreise umzusetzen. Laß deinen Vater dich nicht im Hause vermissen, laß deinen Bruder nicht allein in diesen Räumen umhergehen ohne die Fürsorge und die Anleitung einer ältern und verständigen Schwester! Sollte der Herr dir das Glück bestimmen haben, dir einstmals im Laufe der Zeit ein eignes Heim nach deinen Verhältnissen und bescheidenen Erwartungen zu schenken, da betrachte es als das höchste Ziel deiner Zukunft, dort deine Pflichten erfüllen zu können. Ich

selbst bin krank, und meine Kräfte sind gering. Wohl werde ich noch imstande sein, meine Pflicht zu tun wie bisher. Aber der Tag kann kommen, mein Kind, wo deine Mutter nicht mehr unter euch weilt. Und da werden meine Pflichten auf dich fallen. Bitte zu Gott, daß sie dich dann nicht unvorbereitet finden mögen!

Frau Haut erhob sich und glitt zum Zimmer hinaus. In der Tür wandte sie sich um: Geh jetzt still zu Bett, Kind, damit du die Schlafenden nicht weckst. Es ist sehr spät geworden. —

Benny schlich sich hinauf wie ein Schatten. Sie fühlte die Beine nicht unter sich, fühlte ihren Körper nicht, bis sie in ihrem Stuhl oben in der Mansardenkammer saß. Sie presste die Hand gegen das Herz und blieb sitzen und starrte durch das offene Fenster hinaus.

Draußen im Birkenhain fingen die Vögel an zu zwitschern und zu locken. Als sich ihre Stimmen zu einem lauten, jubelnden Konzert erhoben, hörte sie es und erhob sich.

Mechanisch begann sie sich zu entkleiden. Als sie mit ihrem weißen, glitzernden Kleide in der Hand dastand, betrachtete sie es mit ängstlicher Erinnerung. Und sie trug es hinaus in die Kleiderkammer und hängte es dort auf den hintersten Haken. Hinter all die andern Kleider.

Sie setzte sich vor den Spiegel, um das Haar zu lösen, hielt aber entsetzt inne, als sie sich darin erblickte. Sie sah aus wie ein altes Weib, aschgrau und runzlig mit weit aufgerissnen Augen.

Unwillkürlich glitt ihr Blick vom Spiegel an ihrem eignen Körper herunter: sie erhob den einen nackten Arm und betrachtete ihn; er war so dünn und so jammervoll — Dann sah sie wieder in den Spiegel. Sie war kümmerlich und häßlich.

Sie schloß die Augen, aber die schrecklichen Sätze aus der Rede ihrer Mutter klangen ihr wieder ins Ohr, bald hob sich dieser, bald jener aus der Menge hervor. Sie fühlte, wie ihr das Blut zu Kopfe stieg, und presste wieder die Hand gegen das Herz in plötzlicher Todesangst.

Dann atmete sie tief auf, nahm sich zusammen und begann von neuem ihr Haar zu ordnen.

Aber es ging langsam mit langen Unterbrechungen. Das Weinen drängte mit Macht hervor, aber es wollte sich nicht lösen, drückte und presste nur unter der Brust. Sie hörte sich selbst stöhnen, unartikulierte, böse Laute. Und sie wurde bange davor. Hastige Vorstellungen durchzuckten sie, daß sie verrückt geworden sei, daß sie sterben müsse! Daß sie aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen, allein in Finsternis und Ede und Einsamkeit hinausgeworfen sei!

Schließlich gewann diese eine Vorstellung Macht über alle die andern, verwirrt jagenden: daß sie ganz allein sei. Und in der Angst flackerten ihr Blick, ihre Gedanken umher, während sie sich selbst unbeherrscht und unbeherrschbar diese schurrenden, fremd klingenden, stöhnenden Laute ausstoßen hörte —

Von allem, von allem war das entsetzlichste, das hoffnungsloseste — der Vater!

Sie hörte es wieder und wieder mit wachsender Verzweiflung: Dein Vater und ich!

Sie lag auf den Knien, den Kopf in das Bett gepreßt, als die Tür knarrte.

Da stand Oberlehrer Haut im Schlafrock.

Sie sprang auf, warf sich an seine Brust, schlang die Arme um seinen Hals, wild: Vater! Vater! sag, daß du mich doch lieb hast, Vater! Geh nicht von mir, verzeih mir, Vater, ich habe es nicht böse gegen dich gemeint —

Der Oberlehrer umfaßte sie, barg ihr Köpfchen an seiner Brust und streichelte ihr das Haar: Sei still, ganz still, Herzenstind! mein liebes, süßes Kind, meine

arme, kleine Benny — still, ganz still, mußt dich beruhigen, Herzenskind, sonst wecken wir die, die schlafen, die Mutter und Julius.

Er ging mit ihr nach einem Stuhl und setzte sie auf seinen Schoß. Er streichelte sie und sagte gedämpft: Niemand ist so lieb und süß wie Vaters Herzenskind, seit sie ganz klein war, und noch immer, wenn sie nur still ist, still —

Benny lag an seiner Brust und weinte. Jetzt löste es sich, aber sie hörte, daß er sie bat, still zu sein, und sie weinte deshalb leise. Und es wollte gar kein Ende nehmen. Und er sagte nichts mehr, strich ihr nur über das wirr aufgelöste Haar und wiegte sie sanft wie ein kleines Kind auf den Knien.

Endlich wurde sie ganz ruhig. Sie sank so schwer in seinen Armen zusammen und seufzte ein paarmal. Er aber wiegte und wiegte.

Sie schlief bei ihm.

Der Oberlehrer nahm die federleichte Kindergestalt und trug sie nach dem Bett hin. Da erwachte sie und sah ihn mit großen verwunderten Augen an. Er beugte sich über sie: Mutter ist krank, Kind, darum wird sie zuweilen ein wenig ungeduldig und strenge gegen uns!

Sie lächelte zu ihm auf.

Gute Nacht, Kind, nun mußt du schlafen.

Vater! Lieber Vater!

Jetzt bist du ruhig und still, nicht wahr?

Ja, Vater, jetzt bin ich ruhig und still.

Der Oberlehrer ging.

Draußen sangen die Vögel in sinnverwirrendem Jubel.

Benny lag still da. Sie fühlte sich matt wie nach einer schweren Krankheit. Aber sie lächelte und dachte nur an den Vater.

Sie war jetzt so ruhig. Es war ja nun so lange her, sie hatte es in diesem Jahr vergessen. Ach ja! So wie sie es ja immer nach jedemmal zu vergessen pflegte.

Daß die Mutter schrecklich war!

Man war also doch der unverbesserliche Tölpel! Wie alt man eigentlich werden mußte, um endlich einmal durch Schaden klug zu werden!

Evend Bugge saß am Fenster und sah in den Hofraum des Hotels hinaus, wo nichts zu sehen war als die sehr betrübliche Kehrschnecke des Daseins.

Durch Schaden wird man klug, aber selten reich!

Ach nein. Er kam sich so recht arm vor. Ja so verdammt, so ärgerlich, so bitterlich arm! Es war weit ärger diesmal als alle die andernmale. Wahrscheinlich, weil man älter wurde. Und sich bei jeder Wiederholung mehr ärgerte. Er dachte an sein Leben zurück und sah einen Brief seines Vaters vor sich — aus der Studentenzeit. Wie wütend war er nicht über den Brief gewesen! Und wie jammervoll hatte er dann später dessen Wahrheit empfunden! Er hatte eine glühend begeisterte Schilderung von einer Familie nach Hause geschrieben, in der er freundlich aufgenommen war. Er hatte seine Wohnung gekündigt und wollte zu dieser Familie ziehen, wo der Vater ein Gott, die Mutter ein Schutzengel und das Ganze ein Paradies war. — Und dann hatte der Vater geschrieben: Du hast die Neigung, dir sympathische Menschen in einer bengalischen Beleuchtung zu sehen und alle deine liebenswürdige und leicht erregbare Phantasie über sie auszugießen. Du kommst dadurch so leicht dazu, diesen deinen Wusensfreunden und dir selbst Unrecht zu tun. Nichts im Leben hält auf die Dauer diese bengalische Beleuchtung aus. Die Menschen werden sich bald selbst gegen deine Überschätzung zu wehren wissen und dich bitten, ihnen mit dem vom Leibe zu bleiben, was sie als ganz verfehlte Voraussetzungen bei dir empfinden müssen. Und dir selber wird der

Übergang von der bengalischen zu der nüchternen, wirklichen Beleuchtung Augenschmerzen verursachen. Wenn du nicht noch schlimmer dabei fährst und dich an den Schlacken des künstlichen Feuerstoffs verbrennst, den du entzündet hast!

Er mußte lachen bei dem Ende mit Schrecken, das dieses Himmelreich genommen hatte. Ja, die reine Hölle, das Schlimmste, was ihm in seinem Leben begegnet war — und daß er dank seiner Jugend und Unerfahrenheit an Leib und Seele heil davon gekommen war. —

Und später und früher! Wie klug und scharfsichtig der Vater in bezug auf ihn gewesen war!

Und jetzt!

Die Bitterkeit gegen Oberlehrer Haut war empfindlicher als alles frühere. Er hatte sich förmlich in ihn verliebt, hatte das Gefühl gehabt, daß er zu dem alten Herrn gehöre. Fast wie ein Sohn. Und dann kam da also diese ewige Wiederholung: er hatte sich mit seiner ganzen Phantasie in dieses Verhältnis hineingestürzt; er war ja nichts, am allerwenigsten Oberlehrer Hauts Sohn. Er war eine ihm ganz fremde, gleichgiltige Person, eine Dampfschiffbekanntschaft, weder mehr noch weniger. Namentlich nicht mehr. Er aber hatte seine strahlendste bengalische Flamme angezündet und das ganze Hautsche Haus winkend und sehnsuchtsvoll nach ihm ausschauend dastehn sehen. Ihre Arme hatten sie nach ihm ausgestreckt — nach dem Sohn!

Es ließ sich nicht leugnen — der Glanz des Lichts war in den letzten Tagen verblaßt! Herr Kandidat Bugge fing an, lästig zu werden, es gab eine Grenze für Besuche, für Mittagessen, Abendessen, Morgenvisiten, Nachmittagsausflüge. Er war ganz einfach aufdringlich!

Und die Familie Haut hatte andres zu tun, als Vater, Mutter und Schwester und Bruder für Herrn Bugge zu sein! Sie hatten einige Jahre ohne dieses Sohnesverhältnis gelebt und wollten noch einige Jahre so weiter leben. Sie hatten sogar angefangen, sich zu wundern, daß er noch nicht bald heimreisen wolle — nach Hause. Zu Vater und Mutter zum Beispiel!

Ein unverbesserlicher Tölpel war er!

Hier saß er in einem elenden Hotel in einer fernen und wildfremden Stadt, wo er nicht das geringste zu tun hatte — nichts weiter, als daß er einen wehrlosen Mann peinigte, der auf einem Dampfer freundlich und gut gegen ihn gewesen war, ein paar Sommertage lang!

Die Situation war lächerlich. Sehr lächerlich.

Aber er lachte nicht, er hatte ein Gefühl, als müsse er viel eher weinen. Er kam sich so armselig, so allein vor. In dieser Stadt, zum Teufel auch! Und da draußen in der übrigen Welt, auch da war nichts. Die Welt war auf einmal so leer geworden, so trostlos leer. Und er selbst war so unfähig, so töricht. Seine Träume, seine Hoffnungen und seine Ziele waren zu bengalischer Beleuchtung geworden.

Er war ein jammervoller Stümper in einem jammervollen Hotelzimmer mit einem verschliffenen Plüschlehnstuhl und einer Tischdecke, die nach altem Tabak und darüber verschütteten Spirituosen roch.

Und auf der Tischdecke lag das Verzeichnis der Dampferrouuten, und am Montag wollte er reisen.

Die Situation war nämlich nicht nur lächerlich, sie war auch ganz unhaltbar. Aber vor Montag ging kein Schnelldampfer. Und heute war Freitag.

Er nahm Mütze und Stock und ging aus. Er mußte nach Hause telegraphieren, daß er kam. Er hatte sich in dieses lächerliche, untätige, zusammen-

hanglose Dasein so eingesponnen gehabt, daß er keinen Brief geschrieben, an nichts gedacht hatte.

Auf der Straße begrüßte er bald diesen, bald jenen und mußte für sich lachen: diese fremden Leute, mit denen er hier und da in Gesellschaften gewesen war, hatte er, weiß Gott, als seine ältesten und besten Freunde betrachtet! Wahrhaftig, er war eine komische Figur im Stile des großen Dickens!

Auf dem Telegraphenbureau erkundigte er sich durch die Schalteröffnung. Die Telegraphistin gehörte auch zu den ältesten und besten.

Nicht wahr, es geht doch kein Schnelldampfer vor Montag?

Nein, aber heute abend geht ein Postdampfer, um zwölf Uhr, und es reisen sehr viele damit, denn man kommt doch immer noch ein paar Tage früher an, als wenn man auf den Schnelldampfer wartet; und dann bekommt man südwärts mehr zu sehen, denn dies Schiff geht in die Fjorde hinein.

Als er im Begriff war, das neue Telegramm aufzusetzen, kam ein Herr herein. Svend Bugge grüßte. Es war der Schuldirektor. Er hatte ihn bei Hauts getroffen, noch gestern nachmittag. Der Direktor war dagewesen, um mit dem Oberlehrer wegen einiger Extrastunden zu verhandeln. Die Schule fing ja am Montag wieder an.

Ach ja, er hatte solange wie möglich gewartet! Bis zum Schluß der Ferien! Aber heute abend ging es also wirklich von dannen.

Auf einmal hielt er mit dem Schreiben inne. Er sah den Direktor an, der über sein Telegrammformular gebeugt stand und schrieb. Ihm wurde ganz heiß, ganz schwindlig von einem plötzlichen Gedanken — aber er wandte sich ab, schrieb sein Telegramm fertig, lieferte es ab und ging.

Wie im Traum durchschritt er die Straße. Vor seinem Geiste bewegten sich wechselweise der Schuldirektor und das Telegramm — und der Postdampfer, der heute abend um zwölf Uhr ging.

Im Hotel meldete er seine Abreise zu Mitternacht, dann packte er in seinem Zimmer seinen Koffer und gab Bescheid, daß man seine Wäsche besorgen möge.

Nach einer kleinen Weile besand er sich auf dem Wege zu Hauts.

Er war so nervös, so überumpelt von der Plötzlichkeit des Entschlusses, von dem Gedanken, daß er nun hinging, um für alle Zeiten Lebewohl zu sagen, daß ein warmes und enges Zusammenleben mit diesen Menschen jetzt plötzlich gemordet, vernichtet werde, zu einer flüchtigen Bagatelle reduziert, so zerstreut, daß er an dem weißen Gitter vorüberging und dann noch weiter, eine Strecke am Strandwege entlang.

Über See und Bergen lag jetzt eine dunklere Tiefe des Tageskolorits. Spätsommer. Er hatte es bisher nicht gesehen. Es waren fast vier Wochen vergangen seit jenem ersten Vormittag. Ihm wollte es scheinen, als habe er mit diesem großen Bilde vor Augen fast sein ganzes Leben gelebt. Es kam wohl davon, daß er bisher der Natur niemals so nahe gelebt hatte wie hier. Und dieses Bild sprach ja auch zur Seele wie kein andres auf der Welt!

Es war nur eine feine Nuance einer Veränderung, zugleich wärmer und doch mit einer Stimmung, die erzählte, daß der Herbst am Rande des Horizonts stand, ganz nahe. Und bald würde die Veränderung größer werden, schnell würde sich das Laub gelb färben, würde von den scharfen Winden dahingewirbelt werden. Und dann würde der Frost kommen vom Eise des Meeres her und endlich der Schnee . . .

Und er sollte das nicht sehen. Wohl nie wieder in seinem Leben. Denn was hatte er hier zu tun?

Es war die jugendliche Wehmut über einen Lebensabschnitt, der abgeschlossen war, so kurz er gewesen sein mochte, für ihn war er doch so reich und warm. Er versuchte an die Zukunft zu denken, an die Arbeit, die er jetzt mit aller Kraft in Angriff nehmen wollte. Aber das lag in so weiter Ferne, und er hatte keine Lust dazu, gerade jetzt nicht. Es war so viel Ernst mit dem Gedanken verbunden, die Flüchtigkeit des Lebens, das unwiderrüflich Verschwundene, und die bange Ungewißheit der Zukunft.

Er wandte sich jäh um. Das Ganze war Unsinn und Torheit, und er wollte zu Oberlehrer Hauts gehn und sein artig Adieu sagen und sich bedanken!

Er fand Frau Haut draußen auf der Veranda, wo sie ihrem Sohne Julius aus dem Naturgeschichtsbuch vorlas. Sie las von den Späzen.

Ja, hier sitzen wir und hören von den kleinen Vögeln, sagte sie.

Julius nahm seine Mütze und ging in den Garten hinab.

Wir haben diesen Sommer die Naturgeschichte durchgenommen, Julius und ich, sagte Frau Haut. Er war im letzten Schuljahre so darin zurückgeblieben. Er hat einen so unverständigen Lehrer in dem Fach. Ach ja, in vielen andern Fächern freilich auch. Überhaupt leidet mein Junge unter Mangel an Verständnis durch die Schule. Selbst sein Vater hat leider keinen rechten Blick für sein zartes und feines Gemüt. Jetzt beim Examen haben sie ihn zum Beispiel verlegt, indem sie ihn nur versuchsweise versetzten. Sie können sich denken, was so ein Schandfleck für einen ehrliebenden Jungen zu bedeuten hat! Julius ist leider nicht stark, und sein poetischer träumerischer Sinn muß mit Vorsicht behandelt werden. Ich möchte dem brutalen Herrn, der in der Naturgeschichte unterrichtet, und der eine ganz plumpe, gewöhnliche Natur ist, wohl gönnen, daß er hier gefessen und gehört hätte, wie schön und tief sich mein Junge für die kleinen Vögel interessiert hat. Nun, das sind die Sorgen einer Mutter, und die interessieren Sie nicht, Herr Bugge!

Im Gegenteil, gnädige Frau, ich —

Ach nein, mit diesen Dingen stehn wir Frauen — wir Mütter — allein. Ich bedaure sehr, mein Mann ist eben ausgegangen. Wegen des Schulanfangs am Montag — es findet eine Konferenz beim Direktor statt . . .

Ja — ich komme eigentlich, um Adieu zu sagen, gnädige Frau!

Doch nicht schon heute! Sie wollten doch erst mit dem Schiff am Montag?

Swend Bugge erklärte, daß er mit dem Postschiff reisen wolle, und bemerkte bei Frau Haut keine Betrübniß über seine verfrühte Abreise.

Aber dann bleiben Sie doch zu Tische bei uns, wenn Sie fürlieb nehmen wollen . . .

Vielen Dank, gnädige Frau, aber ich habe noch allerlei zu besorgen, einige Visiten zu machen und zu packen . . .

Aber mein Mann wird sehr enttäuscht sein. Jedenfalls müssen Sie zu Abend kommen!

Ja, mit tausend Dank, ich habe Ihre Gastfreundschaft nun wirklich übermäßig in Anspruch genommen.

Es ist mir ja nur eine Freude, eine große Freude — soweit meine schwachen Kräfte reichen!

Sie hörten plötzlich Geheul und Geschrei aus dem Birkenhain hinter dem Garten. Es war Julius. Frau Haut sprang auf.

Was ist denn das?

Ich will hinlaufen und nachsehen —

Währenddessen wurde Benny an dem obern Gartengitter sichtbar. Sie trug eine Blumenspritze und war ganz empört.

Was hat denn Julius nur? fragte Frau Haut besorgt.

Ach, pfui! Er geht da oben umher und wirft mit Steinen nach den kleinen Vögeln. Ich kam gerade vom Brunnen, als er warf. Ums Haar hätte er so ein armes Tierchen getroffen! Als er wieder werfen wollte, nahm ich ihm den Stein weg — ich mußte ihn mit einem tüchtigen Klapps auf die Finger zwingen, ihn loszulassen.

Aber Benny, ich bin sehr verwundert, daß du so gewaltfam gegen deinen kleinen Bruder vorgehn kannst!

Mutter, er warf nach —

Julius und ich haben hier eben gefressen und die kleinen Vögel studiert. Wenn er nun versucht hat, einen von ihnen aus der Nähe zu betrachten, so ist das keineswegs die Rohheit und Häßlichkeit gewesen, die du ihm so hastig unterschieben willst. Es ist im Gegenteil das tiefe Interesse für das gewesen, was er eben gehört hat. Unfre Kenntnis von den Blumen des Feldes würde nie tief genug sein, wenn wir nicht gezwungen wären, sie abzupflücken und auf diese Weise wahrscheinlich ihr Leben abzuschneiden —

Aber die Singvögel, Mutter — hier draußen in unserm eignen Birkenhain —

Wir müssen uns darein finden, auch die zu opfern, wenn höhere Zwecke dadurch gefördert werden. Aber ich werde mit Julius selbst reden.

Frau Haut ging.

Benny war unten an der Verandatreppe stehn geblieben. Sie hatte Svend Bugge schon begrüßt.

Ein ungezogner Junge ist er! sagte sie. Denken Sie nur, mit Steinen nach den Vögeln zu werfen!

Svend Bugge stand da, ohne zu antworten.

Müßte er nicht Prügel bekommen?

Ich — ich wage kein Urteil über Ihren Bruder abzugeben, gnädiges Fräulein. Er hat wohl wissenschaftliche Interessen —

Benny errötete.

Sie sollten nicht so boshaft sein — gegen mich.

Ich — ich? Ach nein, ich bin nicht boshaft. Ich komme nur, um Abschied zu nehmen. Und darin liegt doch sicher nichts Boshaftes — gegen Sie!

Abschied! Sie wollten aber doch nicht vor Montag reisen!

Heute abend um zwölf Uhr geht ein Postdampfer.

Und damit —?

Man kommt immer zwei Tage früher an, als wenn man auf den Schnelldampfer wartete. Und darum will ich lieber damit reisen.

Nun ja, dann tun Sie das nur! sagte Benny. Sie wandte den Kopf ab und sah in die Ferne. Ihr Ausdruck wurde hart und müde.

Es ist ja ganz natürlich! fügte sie nach einer Weile hinzu.

Ich habe mich hier ja lange genug umhergetrieben!

Sie lächelte, aber nicht heiter, und sagte dann: Ja, das denken Sie wohl!

Sie denken das doch wohl auch?

Ich finde, es ist sehr traurig, daß Sie reisen wollen! Schrecklich traurig. Aber es ist ja nichts dabei zu machen! bemerkte sie wieder lächelnd, wehmütig und munter zugleich. Sie stellte die Gartenspritze hin und stand in Gedanken versunken da.

Sie müssen nicht denken, daß ich nicht unbeschreiblich glücklich bin, daheim zu sein! sagte sie endlich. Aber Sie waren nun doch noch so ein klein wenig vom Ausland. Und nun reisen Sie. Und wir sind so weit, weit weg!

Wie war es doch, liebe Benny? wolltest du nicht heute in die Armenpflege zu Ralland? Freitag?

Ja, Mutter, um ein Uhr. Ich wollte gerade gehn.

Gehn gnädiges Fräulein in die Stadt, dann darf ich Sie vielleicht begleiten.

Benny sah ein wenig ängstlich fragend zu der Mutter hinüber.

Aber wenn Sie heute abend reisen wollen —?

Ich habe Herrn Bugge gebeten, mit uns zu essen, aber er ist behindert —

Ich muß noch packen und . . .

Heute abend wird uns Herr Bugge aber mit seinem Besuch erfreuen!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel*)

Berlin, 5. Oktober 1908

(Der Zwischenfall in Casablanca. Zum Kampf um die Reichsfinanzreform.)

Während die Verhandlungen über die Frage der Anerkennung Mulei Hafids ihren ruhigen Gang gehn, hat ein deutsch-französischer Zwischenfall in Casablanca die Gemüter wieder stärker erregt. Es ist aber bezeichnend, daß sich diese Erregung, die natürlich nicht ganz ausbleiben konnte, doch in den Grenzen der Besonnenheit hält. Wir wollen aus der Marokkofrage nicht mehr machen, als notwendig und durch den wirklichen Stand unsrer Interessen gerechtfertigt ist, und die ruhige Auffassung unsrer Beziehungen zu Frankreich gestatten uns, mit Bestimmtheit der Genugtuung, die wir von Frankreich zu fordern haben, entgegenzusehen. Wir wissen, daß es verkehrt wäre, einen solchen Fall übermäßig aufzubauhen; es genügt, daß der offenbare Verstoß gegen das Völkerrecht seine Sühne findet.

Deutsche Reichsangehörige, die in der französischen Fremdenlegion dienten, waren desertiert und hatten im deutschen Konsulat zu Casablanca Schutz gesucht. Dieser war ihnen, da kein Abkommen und kein völkerrechtlicher Brauch dem entgegenstand, gewährt worden, wie es übrigens schon früher in zahlreichen Fällen geschehen war. Sie sollten nun auf ein deutsches Schiff gebracht werden, und wie immer geschah dies unter Begleitung des in Casablanca überall persönlich wohlbekannten Konsulatssekretärs und eines Konsulatsoldaten. Französische Soldaten, die sich natürlich den völkerrechtlichen Zusammenhang nicht klar machten, sondern nur sahen, daß Deserteure ihrer Armee offen vor ihren Augen so geleitet wurden, daß sie der Arm der französischen Militärjustiz nicht mehr erreichen konnte, griffen den kleinen Transport tödlich an, und sogar ein französischer Offizier soll sich dabei zu Bedrohungen des deutschen Konsulatssekretärs haben hinreißen lassen. Die Deserteure wurden dem deutschen Schutz entzogen, widerrechtlich verhaftet und — trotz der Beschwerde des deutschen Konsuls — nicht freigegeben.

Über die völkerrechtliche Bedeutung des Falles selbst sind kaum viel Worte zu verlieren. Auch wenn sich diese oder jene Einzelheit des Falles etwas anders

*) Anmerkung der Redaktion. Für den Bericht dieser Woche war auch eine Besprechung des bulgarisch-türkischen Konfliktes vorgesehen. Wir sehen jedoch von ihrer Veröffentlichung ab, da sie durch die jüngsten Ereignisse überholt worden ist.